

(Nachdruck verboten.)

15)

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Atram.

Während die Jugend tanzte, liebäugelte er mit der Witwe, was ihr sehr willkommen war. Nicht, daß sie gedacht, er würde sie heiraten. So hoch gingen ihre Wünsche nicht. Das war ja auch ganz undenkbar, sie und der Bürgermeister. Aber zu ihrem Liebhaber wollte sie ihn gern. Das konnte ihrem Wirtshaus nur nützlich sein. Da er nun kein junger Fant mehr war, die ja gleich brennen, wenn ein strammes Weibsbild ihnen nur in die Nähe kommt, so suchte sie ihn vor allem durch reichliches und gutes Essen und Trinken zu füttern. Sie stopfte den Bürgermeister förmlich mit warmer Fleischwurst, Solberfleisch und Käse. Er ließ es sich gern gefallen, und das reichliche Bier nicht minder. Die Witwe merkte wohl, daß sie richtig spekulierte. Denn je mehr der Bürgermeister in sich stopfte und je mehr er trank, um so freundlicher, ja verliebter wurde er. Die Sache war so entschieden gut im Gange, sie konnte zufrieden sein.

Als der Tanz zu Ende, Burschen und Mädchen, sich den Schweiß wischend, wieder ihre Plätze einnahmen, rief Franz Kranz laut: „Wo is denn Jungs Marie?“

„Die?“ Alle lachten. Dann rief einer: „Fromm wor'n!“ Ein anderer: „Berricht wor'n!“ Ein dritter: „Sie meint, hier thät se der Teufel holen.“

„Das laßt ihr zu, daß eins der hübschesten Mädchen daheim hockt?“

„Wo steckt se?“

„Daheim. Wo denn sonst?“

„Ich dacht, se wär beim Säger un bet'.“

„Ihr wollt Burschen sein,“ hezte Kranz, „Ihr laßt Euch das gefallen?!“

„Her soll sie!“ schrie da einer mit tränkener Stimme. Mehrere fielen ein: „Her soll se!“

„Dann holt se doch,“ sagte Kranz ein wenig spöttisch, als traue er ihnen das gar nicht zu.

Sofort sprangen ein paar Burschen auf. „Wer wer'n se schon holt!“

„Holt se,“ schrien nun auch die Mädchen. Sie mochten die Marie zwar nicht, ihnen war es im Grund lieber, die blieb, wo sie war, aber jetzt versprachen sie sich doch einen Hauptspaß, wenn die Burschen sie wirklich brächten. Der Bürgermeister, der die Frommen nie hatte leiden können, rief auch: „Holt se!“

Franz Kranz wählte sich drei aus und ging mit ihnen fort.

Marie Jung hatte gerade mit Besen aufgehört. Sie war aufgestanden und reckte sich, weil ihr vom langen ungewohnten Stillstehen die Glieder ein wenig steif geworden. Da trappelte es draußen, und eh sie sich klar war, wer das wohl sein könnte, standen die vier Burschen schon vor ihr. Bevor sie noch ein Wort gesagt, griff Fritz Windolf, der Älteste vom Formmeister Windolf, nach ihrer Hand und sagte: „Komm' mit!“

„Wie?“ fragte Marie Jung erstaunt. Sie wußte nicht gleich, was das sollte.

„Du sollst mit ins Wirtshaus,“ rief Karl Haam.

Marie trat schnell hinter den Tisch, denn sie merkte, daß die Burschen viel getrunken hatten.

„Fackel mit lang un komm, es is lustig allweil im Wirtshaus!“ schrie Windolf.

„Ich mag nicht.“

Die Burschen lachten, als hätte sie einen guten Witz gemacht.

Da trat der junge Hagensdörfer dicht vor sie hin, sah sie wütend an aus den kleinen, verschwommenen, grünlichen Augen und rief: „Das sag ich Dir, wann De nit mit kommst!“

„Das ist doch meine Sache.“

„Das is unser Sach!“ riefen die Burschen.

„Macht, daß Ihr ranskommt, Ihr seid alle betrunken!“

„Hört Ihr, was die Prinzessin befiehlt?“ hezte Franz Kranz.

Hagensdörfer griff sie am Arm: „Vorwärts! Mach, daß De mitkommst!“

„Nein,“ rief Marie.

Die drei Burschen drangen auf sie ein und zogen die sich Sträubende hinter dem Tisch hervor. Kranz lachte laut und spöttisch.

„Das sind wohl Elberfelder Manieren“, rief Marie, die den Kranz mit Recht für den Anstifter hielt. Sie suchte sich loszureißen, aber es gelang ihr nicht, da die drei sie festhielten und zur Thür zerrten.

Sie erkannte, daß sie gewaltfam mitgeschleppt würde, daß ihr Widerstand nutzlos war. „Laßt mich los, ich werde mitgehn.“

„So is recht, das is vernünftig,“ erklärten alle sehr zufrieden und gaben sie frei. „Mach, Du sollst Dei Jugend genieße wie mir,“ lachte Windolf, dem auf einmal ganz schwindlig wurde.

Sie ging mit ihnen in das Wirtshaus. Untermwegs machte sie zwar einen Fluchtversuch, er mißlang aber, da Kranz das geahnt und sich vorgeesehen.

Es gab ein ungeheures Hallo, als die vier mit der Marie im Wirtshaus erschienen. Bei dem allgemeinen Geschrei konnte sie wenigstens nicht die einzelnen Spottreden unterscheiden.

Marie Jung stellte sich in die Nähe der Thür. Aber Franz Kranz stellte sich hohnlachend gegen dieselbe. Man schrie nach der Musik, die sehr schnell zur Stelle war, angelockt durch den allgemeinen Lärm.

„Aufgespielt!“ rief Hagensdörfer und suchte die Marie zu umfassen, die sich ihm aber entwand.

„Haha, die Muckersche!“

„Sei doch net so dumm!“

„Schämst De Dich denn gar net, so fromm ze sein?“

„Hast De Ein' toigeschlage, daß Der's Bete so nötig is?“

So ging es durcheinander unter dem Gelächter der Mädchen, die es der Marie von Herzen gönnten, daß sie so verspottet wurde.

Jetzt erhob sich etwas schwerfällig, der Bürgermeister, steuerte auf die Jung zu und sagte: „No Marie, mit mir werst de doch tanze derse trotz Deiner Frömmigkeit.“

„Ich tanze nicht!“

„Das wolle mer doch sehn,“ schrie Hagensdörfer. Eh sie sich dessen versehen, hatte er sie fest an sich gepreßt, während die Musikanten zu geigen anfangen. Da schlug sie ihm mit der Faust ins Gesicht, daß er taumelte, stolperte und fiel. Brüllend vor Wut wollte er sich wieder auf sie stützen. Aber Franz Kranz trat dazwischen, andre fielen ihm auch in die Arme, so daß er fast heulend, vor Wut und Trunkenheit sich zufrieden geben mußte, als man ihn auf die Bank preßte.

„Dumme, eingeblödete Gans!“ rief der Bürgermeister ärgerlich, daß er verschmäht worden war, und zog sich wieder auf seinen Platz zurück.

Franz Kranz trat vor: „E Länzche in Ehren, kann niemand verwehren, auch die Bibel nit.“

„Ich tanze nicht“, wiederholte die Marie immer wieder mit bleichem Gesicht, indem sie nach der Thür schaute. Da hatte sich aber schon ein anderer hinpostiert, der höhnisch lachte, als er ihre Absicht merkte.

Dem Franz Kranz stieg nun auch das Blut zu Kopf. Er wollte sie an sich reißen, aber sie hatte sich vorgeesehen und entkam. Eine Weile lief er unter allgemeinem Gelächter hinter ihr her durch das Zimmer. Das Lachen machte ihn erst recht wütend. Jetzt erwischte er sie. Sie rangen miteinander, und dabei faßte er ihre Taille am Hals, daß sie aufriß. Da er immer noch nicht losließ, sie es auch nicht gleich merkte, gingen alle Knöpfe auf. Kranz ließ sie einen Augenblick los.

„Ich werd' Euch alle anzeigen, den Bürgermeister an der Spitze,“ rief sie und versuchte, die Taille wieder zu schließen. Nun trat der Bürgermeister dazwischen, denn das war gewiß gegen den Anstand, wie ihn der Kreisrat verstand. Die feinen Herrn sind ja darin so komisch. Unannehmlichkeiten wollte er nicht haben. Der an der Thür war nach vorne getreten, um doch auch noch etwas von dem Aublich zu haben. Den Augenblick benutzte die Marie und entwischte.

Sofort sprangen Franz Kranz und Hagensdörfer hinter ihr her. So durfte das nicht enden. Das Mädchen war im



stande und zeigte sie wirklich an. Dann war es mit diesem Wirtshaus womöglich vorbei. Sie liefen hinter ihr drein, aber diesmal nur, um sie zu besänftigen. Marie Jung dachte natürlich, um sie wieder zurückzuschleppen, und lief, was sie nur konnte. Schon glaubte sie sich in Sicherheit, da sprang Franz vor und faßte sie am Rock. Mit letzter Kraft riß sie sich los und sprang auf die Hauptstraße. Da kam der Wagen vom Direktor. Sie stieg auf ihn zu und rief: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Herr Direktor!“

Die beiden Verfolger hatten den Wagen auch bemerkt und tauchten schnell zurück ins Dunkel.

Otto war sehr erstaunt, die ihm wohlbekannte Marie Jung so zu finden. Er stieg sogar aus und brachte sie nach Haus. Sie war ja so hübsch.

Er fragte, was denn geschehen sei. Aber nun sagte sie doch nichts. . . . Sie log sogar, weil sie sich so zu den Arbeitern gehörig fühlte, daß sie dieselben nicht verraten wollte, es habe sie jemand erschreckt, sie wisse aber nicht wer.

In der Stube, in der das Licht noch grade so still brannte, als sei gar nichts geschehen, warf sie sich auf die Knie, jammerte und betete. Sie hatte gelogen, sie hatte sich ins Wirtshaus schleppen lassen, sie hatte sogar den Hagensdörfer geschlagen. Welche Sünden, welche Sünden! Ob ihr die je vergeben werden konnten? Ob sie je wieder in die Versammlung würde gehen können? Sie war verzweifelt.

Otto stieg kopfschüttelnd in seinen Wagen. Was war da geschehen? Hatte vielleicht einer von den Dämmeln, der auch wußte, was schön war, ihr nachgestellt, und sie wollte ihn nicht? Den Teufel auch! Morgen wollte er das schon rausbekommen.

Marie Jung und ihre Mutter hatten nachmittags auf dem Bert den Kaffee für die Arbeiter zu kochen und vorher die Comptoirs rein zu machen, da würde er es schon in Erfahrung bringen. Er war sehr entrüstet über diese Kerle, moralisch entrüstet, wie er sich freudig gestand, freudig, weil das nicht grade oft an ihn kam. Im Grunde ärgerte er sich aber doch nur, weil er selbst diese Blume nicht pflücken konnte. Sie hatte in ihrer Ausgerechtigkeit wirklich zu reichend ausgekehrt. Aber nein, es ging nicht, von den Dorfmadchen mußte er die Finger lassen, soweit sie mit dem Bert in Beziehung standen. —

Otto fuhr zur Bahn, um den „Federfuchser“ abzuholen. Er empfand es heute garnicht mehr unangenehm, daß Doktor Schäfer kam. Es war doch einmal eine Abwechslung in all der Spiebergesellschaft. Eigentlich war ihm eben nur störend, daß er sich nicht entsinnen konnte, ob er mit dem Federfuchser Schmollis getrunken oder nicht. Aus Schäfers Telegramm und dem kurzen Brief konnte man das nicht sehen. Aber wahrscheinlich war es, denn mit wem hatte er damals in Berlin nicht Schmollis getrunken? Nun, es würde sich finden, wenn ihn der Federfuchser anredete.

Magda fühlte sich doch ein wenig aufgeregt. Sie bekamen selten Logierbesuch. Jetzt war er auch noch aus Berlin, Schriftsteller, gar Dichter. Der mochte nicht wenig verwöhnt sein. Außerdem war sie ein bißchen abergläubisch, wie das ja ein Mensch leicht wird, der wenig Umgang hat, immer für sich lebt und vom Leben überhaupt nicht viel weiß. Trotzdem sie sich selbst schalt, konnte sie doch nicht von dem Gedanken los kommen, dieser Doktor Schäfer sei ihr als Helfer eigens vom Schicksal aus Berlin zugesandt. Sie sagte sich das selbstverständlich nicht so laut und deutlich, aber dieser Gedanke stand doch hinter allem, was sie an dem Kommen dieses Manns interessierte.

Sie schüttelte über sich selbst den Kopf. Schließlich ist er doch nur wie Otto, wie alle diese Männer, die sie bisher kennen gelernt. Dann aber ließ sie alle Lichter anzünden, die im Hause waren, als erwarte sie doch jemand ganz Besondres. Es sah nicht übel aus, wenn alles so hell war. Die Villa gewann ganz entschieden dadurch. Sie machte jetzt fast einen freundlichen Eindruck. Jedenfalls würde sie das in Zukunft öfter thun. Das war gut gegen trübe Gedanken.

Endlich fuhr der Wagen vor. Sie stand in ihrem Zimmer und lauschte.

Jedenfalls ging er die Treppe hinauf wie andre Leute auch, nur daß seine Stiefel nicht knarrten.

Als Doktor Schäfer in das Zimmer trat und ihr vorgestellt wurde, wich alle Erregung und Erwartung von ihr. Wie dumm sie gewesen, sich etwas Besonderes von ihm zu versprechen. Dabei fühlte sie, daß sie ernstlich enttäuscht war, und das fand sie am allerthörichtesten.

Bei Tisch hatte sie reichlich Gelegenheit, ihn zu beobachten.

Er aß und trank ebenfalls wie andre Männer. Nur etwas hastiger als Otto, etwas nervöser. Das konnte ja an der neuen Situation liegen und an der langen Eisenbahnfahrt. Auch was er bei Tisch sprach, war das Normale. Freilich, er konnte doch auch nicht gleich anfangen, Gedichte zu deklamieren oder so. Er sprach, wie er aß, hastig und mit Pausen dazwischen, nicht zusammenhängend; wie Menschen, die viel schreiben und für gewöhnlich ihre Gedanken nicht gesprächsweise von sich geben, sondern auf dem Papier. Es fiel ihm scheinbar auch gar nicht einmal leicht, so normal zu konversieren. Es klang fast gezwungen, wie auswendig gelernt. Das macht nun immer bei solch rein gesellschaftlicher Normal-Konversation einen üblen Eindruck, da hierbei die Worte nichts bedeuten, die Art, der Ton, in dem sie vorgebracht werden, alles.

Viel scheint nicht hinter ihm zu sein, dachte Magda wieder enttäuscht. Sein Aeußeres verspricht eigentlich doch etwas mehr.

Dabei sah er sie so gut wie garnicht an. War das Berlegenheit oder einfach völlige Gleichgültigkeit? Bei einem Berliner wahrscheinlich doch wohl letzteres.

Ein schmales, blasses Gesicht mit hoher Stirn, das Haar schlicht nach hinten gestrichen. Da es wellig war, sah es nicht übel aus. Er trug den modernen Spitzbart, der das Gesicht noch schmaler macht, fast ein bißchen kränklich. Selbstverständlich auch einen Kneifer, so daß man von den Augen keinen rechten Eindruck hatte. Am besten gefielen ihr seine Hände. Lang, schmal und sehr gepflegt. Vor allem keinen einzigen Ring. Ringe waren ihr widerwärtig an Männerhänden. Aeußerlich war er so ziemlich anders als Otto. Aber innerlich? Sie unterhielten sich immer noch von Berlin. Otto schien gar nicht genug davon hören zu können. Eins war nun wohl recht großstädtisch an seiner Unterhaltung, daß er nämlich auf Damenohren wenig Rücksicht nahm, doch Otto war da auch nicht ängstlich.

Lächerlich, wie sie ihn studieren mußte. Sie konnte es aber nicht lassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Noch ein, zwei Wochen werden die Wigblätter vom alten Hohenlohe Scherze formen, dann ist diese unerlöbliche Quelle späh-hafter Einfälle versiegt, niemand wird mehr seinen Zeigenstift an der Unglücksrabengestalt Onkel Chlodwigs spizen. Sein Nachfolger ist schlimmer, er macht selbst Wige, er tritt als Konkurrent auf und pfuscht den heraufenden Geisler ins Handwerk: billig, aber schlecht. Und deshalb wird des Vogergrafen Wilows Los in der Geschichte härter sein als das seines Vorgängers. Wenn späterhin einmal jemand den Namen des Fürsten Hohenlohe erwähnen wird, dann wird man sagen: Hohenlohe? Hohenlohe? Wer war das doch gleich? Ach ja, der gute alte Mann, der Thomas Theodor Heine zu so famosen Einfällen angeregt hat.

Hingegen, wenn der Name Wilow erwähnt werden sollte, dann wird man also sprechen: Wilow? Wilow? Ist das der Klavier-Spieler? Nein? Ach, das ist der Graf, der den Reichstag immer durch seine schlechten Wige zur Verzweiflung und Beschlußunfähigkeit getrieben hat! Demmaßen wird Hohenlohes Ruhm herrlich über den Grafen Wilow steigen, würde es diesem selbst vergönnt sein, die Kaiserin-Tante von China eigenhändig zu lösen.

Uebrigens, es wird zur Pflicht ehrlicher Spahvögel, noch einmal — bevor es zu Ende geht mit dem Chlodwig-Thema — ihrem eifrigsten Gönner gerecht zu werden, zumal der dritte Kanzler vom Deutschen Reich, den Marianen und Kiantschou schwerlich Gelegenheit haben wird, als Nebenfigur in den Skulpturwald der Siegesallee zu geraten. Die Politiker haben dem guten Fürsten übel mitgespielt, mögen ihm die Männer von Kalau und Umgegend endlich zu seinem historischen Recht verfallen.

Auch ich bin mir bewußt, dem nunmehr gewordenen Kanzler manchen Federstrich verdankt zu haben. Kein Wunder, daß in diesem feierlich-wohlmütigen Augenblick des endgültigen Abschiednehmens mich die Neue ein wenig packt, als hätte ich den lieben Freund nicht ganz nach Verdienst gewürdigt. Ich fürchte beinahe, ich habe mich bisweilen über ihn — es ist schrecklich, einzugestehen — lustig gemacht.

Aber ich vermag gerade jetzt meine Sünden einigermäßen zu sühnen. Ich lamm die Legenden der Wilow-Presse zerflören, die den Kanzler sich bei Nacht und Nebel von seiner Verantwortung fortstehlen lassen. Ich bin in der Lage, die Wahrheit über sein Ende zu erzählen. Es wird eine Stimmungstragödie des Herbstes werden, die nur Personen mit starken Nerven lesen sollen; denn sie ist garantiert erschütternd, als ob sie von Eudermann gedichtet worden wäre. Ich verführe dabei über ein untrügliches Aktenmaterial: die Selbstgespräche des Fürsten Hohenlohe. Denn man muß



wissen, unser via Homburg entschuldener Kanzler war eben so gewaltig als Mißfischelbretter, wie er als öffentlicher Redner unbedeutend war. . .

Meine starkmerkwürdigen Leserinnen und Leser, vernehmt die Herbsttragödie eines Staatsmanns in naturgetreuen Selbstgesprächen! Der Vorhang erhebt sich!

Berlin, Wilhelmstraße, Lehntuhl. Hohenlohe faltet die Hände auf dem Schoß, was nach Ablehnung der lex Heize ja noch gestattet ist, und hält an sich folgende Ansprache:

Exzellenz, du mußt handelnd eingreifen. So geht das nicht weiter. Das Volk will endlich ein bißchen Reichstag sehen. Fürst Hohenlohe, du mußt den Reichstag beschaffen. (Seufzend) Ja, ja, das glaube ich. Aber — aber (stöhnend), dann muß ich eine Rede halten und diese (die Thränen fließen hervor) Chineserei verteidigen, die ich, beim Himmel, nicht verächtelt habe. Ich bin ein alter, armer, geschlagener Mann. Warum quäle ich mich weiter? Ich will den Karren in — Pechschiff stehen lassen und mich in mein Inneres still zurückziehen. Aber, Exzellenz, bedenke deinen Namen. Jetzt, in diesem Augenblick gehen, das wäre Fahnenflucht! Und kannst du nicht noch viel Nützliches wirken? Bedenke, alle Bundesstaaten rechnen auf dich. Du bist der Mann ihres Vertrauens. Was sollen sie beginnen, wenn du nicht mehr fest und aufrecht in deinen Hemmschuhen stehst! (Hohenlohe zieht zwei Briefe aus der Tasche, einen mit württembergischer, den andern mit bayrischer Marke, und überblickt sie flüchtig.) Du hast recht, Exzellenz! Ich muß ausharren. Es ist meine Pflicht. Und warum sollte ich nicht auch die Reichspolizei verantworten! Ich habe (nach-sinnend) die Umsturzvorlage vertreten, ich habe das preussische Vereinsgesetz gedekt, ich habe die Zuchthausvorlage befürwortet, ich habe mich für den Entwurf der unzüchtigen Schamhaftigkeit ins Zeug gelegt — und ich habe sie alle glücklich zu Tode geredet. (Entschlossen, leuchtender Auges.) Ja, ich will auch für China, Welt-politik und den Waldsee so energisch die Verantwortung übernehmen, daß für 50 Jahre kein Mensch mehr von diesem Unfug etwas wissen will. Dazu ist aber schleunigst der Reichstag nötig. (Aufwend.) Emil, den Reichsloser!

Im Harmonikazug. Hohenlohe, in seinem Plaid ein-gewickelt, studiert eine Karte von China. Er kippt mit dem Zeige-finger auf einen Punkt und erregt das Wort:

Diese Geheimnisse sind doch zu unzuverlässig. Sie haben mir gesagt, China sei ein so weitaufgeklärtes Land, daß es für mich un-möglich sei, mich darin zurechtzufinden. O, die Herren wollen mich von den Geschäften wegloden; ich intriguiere bereits für meinen Nachfolger. Aber ich lasse mich nicht benachteiligen. Es ist ganz leicht, sich in China zu orientieren. Hier (triumphierend) habe ich bereits Lientzin gefunden, ich werde auch noch Peking zu finden wissen, am Ende gar selbst Stauffagen. (Inbetend.) So, hier liegt Peking, jetzt kann ich die chinesische Geschichte samt Waldsee vor jedermann verantworten. Ich sehe schon den Reichstag vor mir. Und ich werde ihm sagen: Meine Herren — (der Zug hält auf einer Station. Aufse: Hier gefällig? Warme Brustchen, Cognac, Aromatique — Zeitungen! Hohenlohe sich hinanbengend) Sie da, geben Sie mir doch mal ein Blatt! (der Händler wirft ihm die „Woche“ hinein. Der Zug setzt sich in Bewegung, Hohenlohe blättert.) So jetzt bin ich vollkommen unterrichtet. Ist doch 'ne schöne Einrichtung, diese „Woche“. Man lernt da alles kennen. Das ist sehr interessant, sehr spannend. Der Willow läßt sich immer schon die Korrekturbogen kommen, darum weiß er auch alles früher als ich. Ich will an August Echerl schreiben, er soll sie mir auch schicken. Ich bin es meinem Amt ja schuldig (stöhnend), über dieses gräßliche China wohl informiert zu sein. . .

Homburg. Hohenlohe wandelt auf der Kurpromenade und spricht: Es wird alles gut gehen. Mar ist im Princip geneigt, meinem Wunsch nach Einberufung des Reichstags Folge zu geben. Ich freue mich wirklich auf den Tag, wo ich den Herren Volks-vertretern Rede stehen kann. Ich fühle mich nun drei Jahrzehnte jünger — das macht das Bewußtsein tapferer Handlungsweise. . . Nur eins stört mich. Der Willow ist auch angekommen, ich sah ihn vorhin vorüberfahren, und sogar der (erblickend, zitternd) der Lulanus. Sollte der am Ende den Willow holen? Nun, Dumm-heiten hat der gute Graf ja genug in der Chinasache gemacht; solche Reden, wie er angefertigt, wären in meiner Jugend unmöglich ge-wesen. Aber es ist nun einmal ein Zug der Zeit: der Niedergang der Diplomatie. Ich bin beinahe überzeugt, daß der Willow dran glauben muß. Wer wird aber sein Nachfolger werden? Der Phil? Der Herbert gar? Nun, ich werde dafür sorgen, daß keiner allzuviel Unheil anrichtet, sei es der oder dieser. . .

Auf dem Weg zum Bahnhof. Hohenlohe stapft ver-gnügt wie ein Knabe durch das raschelnde Laub, das die Straßen bedeckt. Während er redet, laßt er von Zeit zu Zeit fröhlich auf: Abgemacht! Es ist mir gelungen. Der Reichstag wird ein-berufen. Ich werde die übliche Rede sprechen. Hätte kaum gedacht, daß die Sache so glatt ablaufen würde. Von Willow wurde gar nicht gesprochen. Das ist ein schlimmes Zeichen für ihn. Er ist eine gefürzte Größe. Um so sicherer stehe ich. Es ist wohl verstanden worden, als ich von meiner Verjüngung sprach, daß ich noch die Straft in mir spürte, es mit einer Welt von Feinden

anzunehmen. Schwer wird es mir ja allmählich, die Geschäfte zu tragen. Indessen ich muß ausharren, man rechnet auf mich, ich darf nicht vom Platz weichen. Mögen sie Wige über mich reizen, so viel sie wollen — ich weiß doch, was ich will, wie unentbehrlich ich bin, in der That unentbehrlich! . . .

Ein Junge läuft vorüber: „Extrablatt, Extrablatt, neuestes Extrablatt!“ Hier mein Kind, hast Du einen Groschen. hm, was giebt es denn neues? (Er erhält die Nummer und liest): „Wie die „Königliche Zeitung“ offiziell aus Homburg meldet, hat der Reichs-kanzler Fürst Hohenlohe in Anbetracht seines hohen Alters. . .“ Himmel, Maria, Joseph — — Ich habe mein Entlassungs-gesuch eingereicht und — — bewilligt erhalten!  
Joc.

### Kleines Feuilleton.

Herbst. Sei mir gegrüßt, Zeit der fallenden Blätter! Wir haben dich oft genug geschmäht, nun aber will ich dir ein Loblied singen und deine Schönheit will ich preisen! Deine Schönheit, welche ist wie die reife Schönheit einer Frau, die fleghaft hindurch-gegangen durch die keimezerstörenden Frühlingserfoste der Kindheit, durch die heißen, kräfteverzehrenden Leidenschaften des Sommers, der Jugend —, jene Schönheit, die voller Kern und Stolz ist. Wohl: ein grauer Schleier oft deckt sie und wie greisenhafter Miß-munt lagert es drückend auf den ideo Fluren deines Reichs. Aber wenn die Nebel zerreißen und das milde, helle Licht deiner Sonne verströhet die wärmenden Strahlen auf die tropfenden Sträucher, Bäume und Gräser sendet, wenn es blüht und glänzt und funkelt allüberall, wohin das Auge sieht, dann fühlen wir die herbe Schön-heit deiner Herrschaft und lächelnd sehen wir die roten Blätter, die gelben Nadeln von den Bäumen flattern und im ewig lebendigen, leimfrohen Stoffe vernodern.

Du bist die Zeit der Farben und der Früchte!  
Der Landmann muskelt prrsend die gefüllten Scheuern und von der Tenne tönen im Takt die Schläge des Dreschflegels — heil wie die goldnen Körner tanzend aus der Spren springen! Du aber singst die Begleitung dazu. Dein Atem weht um die Siebel und pfeift durch die Dächer; er klappert mit den roten Ziegeln und flüstert durch die Ritzen der Thüren und Fenster seine streitlustige Melodie. Er trägt die Samenstäubchen hüweg aus reichen, bunten Gärten, hinaus über die höchsten Fäune in das weite Land und senkt sie in die schmalen Furgen des Heideweges, daß sie keimen und im Frühling anferstehen in heller Pracht zur Freude des ein-samen Wanderers, der heimatlos von Stadt zu Stadt zieht.

Du bist ein Freund der Verlassenen, denn du singst ihre Weisen. Du bist wie das Leid, das die Sinne weckt und die Kräfte stärkt, und eine Hornesstimme ist dein Sturm.

Wie ein Ruf lange verhaltenen Stolls bröhnt er landauf, land-ab; die ragenden Kronen zittern und die morschen Zweige brechen krachend von den Bäumen. Er segt über die Felder und brauft durch die Straßen, als wollte er Auskehr halten mit den dürren Resten der vergangenen Sommerpracht; wirbelnd treibt er alles Welle vor sich her und trampetet lauchzend ein Kampflied dazu. . .

Du bist gar nicht rücksichtsvoll, Herbst. Darum mögen sie dich nicht, die Guten und Lieben, die ewig Zufriedenen, die Genügsamen und Feigen, die nichts fordern vom Leben. Ich aber liebe dich, ver-lästerter Nebel! Denn du bist die segnende Kraft, die die bunten Hüllen zerreißt und die Natur in ihrer nackten, erhabenen Schöne zeigt. Kein Glockenturm ist dir zu hoch, daß du nicht daran zu röhren wagtest, und jubelnd bläst du in die schaukelnden Gulemester, daß das Nachtgestieder emporfchridt aus seinen schumigen Winkeln. Dein zorniger Atem bringt hinab in die dunkelsten Tiefen des stumpfen, ruhenden Sees und wirft schäumend den verborgenen Schlamm des Grunds an die Oberfläche der aufgewühlten Gewässer! . . .

Ich liebe dich, Herbst! Denn dein Zorn ist nicht ewig, und deine Abendsonne färbt die finsternen Wollen mit heiterem, leuchtendem Frieden und malt uns rote, glühende Wunderlande mit flammenden Gipfeln. —

Ernst Preczang.

### er. Arbeitsmarkt. Arbeitsmarkt, Menschenmarkt.

In dichten Massen umdrängen sie den Eingang zum Zeitungs-bureau. Alte Mütterchen, junge Burschen, kräftige Männer, blasse Mädchen, elende Kinder. Ob Sonnenglut grell auf dem Pflaster brennt, ob Herbststürme tosen, ob der Regen fällt, alle Tage wieder sind sie da. Nicht immer dieselben und doch stets die gleichen. Kinder der Armut, Kinder der Not. Mit hoffenden, bangenden Blicken hängen ihre Augen an dem Eingang des Ladens. Kommt er noch immer nicht der Junge, der die Blätter bringt, die ersuchten, die Arbeit verheißenden Blätter? Arbeit! Arbeit!

Stundenlang stehen sie und warten. Um 3 Uhr sind schon die ersten da. Sie wissen ganz genau, daß das Blatt erst um Fünf herauskommt, aber sie wollen vorne stehen, müssen die ersten sein, in deren Hand der glückverheißende Zettel fällt. Daß ihnen nur ja keiner zuvorkommt, daß sie keiner überholt in der wilden Hezjagd, der Jagd nach Brot. Eine ganze Reihe kommt zum erstenmal. Andre kennen einander bereits, sie treffen sich jeden Nachmittag hier, tagelang schon, wochenlang.

Der Arbeiter in der blauen Bluse schüttelte dem jungen Kauf-mann die Hand: „Auch wieder da?“  
„Auch wieder da.“



„Aber in der Mitterstraße . . .“  
„War auch nichts. Fünzig Mark monatlich, wär' ganz schön gewesen, aber französisch korrespondieren sollt ich können — ach!“ Er fährt mit der Hand durchs Haar.

Der andre tröstet: „Na, vielleicht heute.“

„Ja, vielleicht!“ Seine Augen sehen verzweifelt zum grauen Herbsthimmel empor.

Ein Graubart erzählt: „Durch die ganze Stadt bin ich gestern gelaufen, aber denken Sie denn, einer will mir nehmen? Zu alt — überall dasselbe Lied: zu alt . . . zu alt! Ja, zum Donnerwetter, soll man denn nicht mehr arbeiten dürfen, wenn man an de fufzig ran is? Denn soll'n se wenigstens auch davor sorgen, daß man nich vor Hunger krepieren muß!“

Zwei junge Mädchen gehen langsam auf und ab. Die Wangen den einen glähen in dunklem Rot. Ihre Augen sehen geradeaus, ein starrer, entsetzter Blick: „Ich hab' ihm natürlich gesagt, daß ich davon nicht leben kann. Bierzig Mark im Monat, was soll man denn damit? Da kann man ja gerade verhungern! Und wissen Sie, was er mir geantwortet hat? — Psui Teufel! Ach es ist gar nicht zu sagen. Solch ein alter Lump — solch ein —“ ihre Stimme bricht in verhaltenem Schluchzen.

Die Frauen stehen in einem ganzen Kreis zusammen. Sie sind fast alle aus der Nachbarschaft und kennen einander. Die Stimme der großen überdönt für einen Augenblick die der andern: „Ja, ich hab auch nich jedacht, daß ich noch müßte in Aufswartung sein, aber wat soll man denn machen? Au schon wieder die Lohnabzüge und die Strafgeelder in der Fabrik. Wissen Se, wieviel mein Oler mir vorrichten Sonnabend mitgebracht hat? Ware fünf Dhaler, und wir denken, er kriegt achte. Wie soll man denn davon leben mit drei Kinder?“

„Und nu sind de Kohlen auch noch so teuer“, stöhnt eine andre. „Wenn ich man bloß heut was finde, ich will wieder auf Wäsche arbeiten, das hab' ich vor meine Heirat auch gemacht.“

„Wäsche wird aber jetzt schlecht bezahlt“, meint eine dritte. „Ich hab' gestern auch nachgefragt. In der Klosterstraße lüchten se Rährinnen auf Damenhemden und bei gute Preise. Wissen Se, was se mir jeboten haben? Fünf Dugend zwei Mark fufzig und denn noch plätten dafür. Und das nennt sich gute Preise!“

„Bist ja jetzt alles so schlecht bezahlt.“ Die Große nickt.

„Ja, alles; man verdient kaum Salz aus Brot.“

„Und schließlich muß man froh sein, wenn man überhaupt noch Arbeit findet“, wirft eine andre ein. Die übrigen stimmen bei: „Ja, Arbeit . . . Arbeit!“ Und alle Blicke fliegen wieder nach der Thür.

Die Kinder haben sich in den nächsten Hausflur gedrängt. Sie sehen elend und jämmerlich aus. In dünnen Röckchen stehen sie da und frieren, aber die Not hat ihren Jugendfrohsinn noch nicht ganz niederdrücken können. Es ist ein Kichern und Lachen in ihrer Ede. Sie reißen sich heimlich an den Pöpsen und treten sich auf die Fußspitzen. Dabei sehen sie neugierig auf ein kleines blaßes Ding, das sich verschüchtert abseits in die Ecke drückt.

„Was suchst Du denn?“

Die Kleine wirft ihnen einen scheuen Blick zu: „ne Stelle.“

„Was denn für eine?“

„Weiß nich.“

Ein leises Kichern: „Na, Du mußt doch wissen, was De suchst.“ Der Kleinen kommen Thränen in die Augen: „Mutter sagt, wo ich viel verdiene.“

Die andern lachen. „Wieviel willst denn verdienen 's Monat, zehn Mark?“

„Denn jeh' man nich bei Kindern, bei Kindern kriegt man bloß zweise!“

„Auf de Nähstuben jiebt's auch man bloß 'n Dhaler.“

„Jeh' doch als Köchin.“

„Alles hänjelt um das Kind herum. Aber die große Vierzehnjährige schenkt sie zurück.“

„Psui, Ihr seid ruppig, laßt doch det Kind in Ruhe. Ich kenn' ihr überhaupt, es is Brachtis Käthe, sie soll jetzt mit verdienen, weil der Wirt sie so jetteigert he“. Komm, Käthchen, id sag' Dir Bescheid, Käthchen. Weine nicht, Käthchen!“

„Und nun stimmen die andern bei: „Ja Käthchen komm, wir zeigen Dir alles, Käthchen!“

„Der Arbeitsmarkt! Der Arbeitsmarkt!“

Mit lauter Stimme ruft es der Junge über die Menge. Für ein paar Minuten ein wildes Gedränge. Hundert Hände greifen zugleich nach dem erbeuteten Beutel. Im Schein der Gaslaternen, unter den Lampen der Thorwege stehen sie herum und überfliegen mit gierigen Blicken das Blatt. Dann stuten die Massen auseinander. Wie viele von ihnen werden finden was sie suchen? Wieviel müssen morgen wiederkehren?

Wieviele? —

### Aus der Pflanzenwelt.

— Die plötzliche Entstehung einer neuen Pflanzenart glaubt Professor Hugo de Vries in seinem Versuchsgarten zu Amsterdam festgestellt zu haben. In einer Kultur von Lamards Nachkerze (*Oenothera Lamarckiana*) trat 1896 unter mehreren tausend gewöhnlichen Pflanzen ohne allen Uebergang eine ganz verschiedene, sogleich zu unterscheidende Form mit viel größeren Blättern auf, namentlich in der Wurzelblatt-Rosette, einem stärkeren

Stengel mit zahlreicheren Knoten, kräftigen Blütenständen, mit weniger zahlreichen, aber größeren Blüten und von ganz andrem Ansehen. Die Verschiedenheit erstreckte sich bis auf die Früchte, die kegelförmig, kürzer und dicker waren als bei der Mutterpflanze und sehr große Samen enthielten. De Vries hatte die Blüten sofort eingehüllt, um jede Vermischung mit der Mutterform zu verhüten, und erhielt daraus 1897 gegen 450 Pflanzen, von denen etwa hundert im folgenden Jahre (1898) zur Blüte kamen und der Mutter völlig gleich, der Großmutter aber so unähnlich waren, daß er sie als neue Art anerkennen mußte und Niesen-Nachkerze (*Oenothera gigas*) taufte. Gewöhnlich entstehen neue Arten zuerst in Form einer leichten Abänderung, die erst im Laufe vieler Generationen eine so große Verschiedenheit gewinnt, daß sie als neue Art bezeichnet werden kann. Aber manchmal erfolgt eine sprunghafte Entwicklung durch sogenannte Ungleichzeitung (Heterogenesis), wie sie Kölliker (wohl mit Unrecht) als die gewöhnliche Entstehungsweise neuer Arten betrachtete, und ein solcher Fall würde hier vorliegen. — (Prometheus.)

### Aus dem Pflanzenleben.

— Maiblumen in Töpfen. Obergärtner A. Gliva schreibt in der Wochenschrift „Nerthus“: Daß auch manche unsrer einheimischen Gewächse zu Ansehen und großer Beliebtheit gelangen können, bezuzgen unsre Maiblumen in hohem Maße. Viele Millionen derselben werden in Gärten und auf Feldern kultiviert und deren Pflanzenkeime im Herbst in Gewächshäuser, aber auch in Töpfe gepflanzt, um für den Winter getrieben zu werden. Diese kultivierten Pflanzenkeime sind stets besser als die wilden, den Wäldern entnommenen. Sehr leicht lassen sich auch im Zimmer die Keime der Maiblumen treiben und auf folgende Weise schon Weihnachten zur Blüte bringen:

Man pflanze Anfang November fünf bis sechs Keime in einen Topf mit gewöhnlicher Erde und bedeck oben auf Moos, das man angeht, damit die Keime immer recht feucht bleiben. Es ist nun durchaus nicht nötig, die bepflanzen Töpfe erst in einen Keller zu stellen, man bringe dieselben vielmehr sofort in ein geheiztes Zimmer oder noch besser auf eine Stelle des Ofens, die immer gleichmäßig warm ist, und sorge dafür, daß der Unterseger immer mit Wasser gefüllt ist. Die durch das Wasser von unten aufsteigenden Dämpfe und gleichzeitig ein öfteres Besprühen des Mooßes von oben, werden die Keime recht bald durchbrechen lassen. Nachdem diese eine Länge von ungefähr 15 Centimeter erlangt haben, bringe man sie aus Fenster, wo sie nach kurzer Zeit durch ihre herrlichen, angenehm duftenden Blüten die kleine Mühe reichlich lohnen. Will man bis in den März hinein einen dauernden Flor haben, so setze man in einem Zeitraum von zwei bis drei Wochen immer wieder frische Keime auf. —

### Meteorologisches.

br. Die Zunahme der Blitzgefahr in Württemberg. Im Schwabenland hat die Statistik ebenso wie in Preußen und Bayern ein starkes Wachstum der Brandfälle ergeben, ein Steigen dieser Zahl, das größer ist als die Zunahme der Gebäude. Während sich von 1871 bis 1897 die Zahl der Gebäude nur um 18,2 Proz. vermehrt hat, ist die Zahl der Brandfälle um 76,5 Proz. gestiegen. Bemerkenswert ist vor allem die Steigerung der durch Blitzschlag verursachten Brände; deren Zahl war

in Durchschnitt der Jahre 1861—1870 87,2

„ „ „ „ 1871—1880 97,1

„ „ „ „ 1881—1890 152,5

„ „ „ „ 1891—1897 186,3

In der ersten dieser Perioden stand diese Ursache der Brandfälle unter allen Ursachen an vierter Stelle, in der folgenden an dritter, in der vorletzten an zweiter und in der letzten an erster Stelle. —

### Humoristisches.

— Der freche Hase. Der Herr Rat geht auf die Jagd. Sein Jagdausseher Mißl trägt ihm ein zweites Gewehr nach und führt den Hund an der Leine. Plötzlich springt ein Hase auf. Der Herr Rat schießt. Der Hase läuft ein Stück und — schaut. Der Herr Rat feuert den zweiten Lauf ab — dasselbe Resultat. Grinsend reicht ihm Mißl das andre Gewehr. Derselbe Vorgang wiederholt sich. Beim vierten Schuß macht der Hase sogar ein Männchen. Während schreit jetzt der Herr Rat: „Mißl, laß den Hund los!“ Endlich findet es der Hase an der Zeit, das Weite zu suchen. — „n' Feld ma un wenn ma' net g'habt hät'n, Herr Rat,“ meint Mißl schmunzelnd, „dös Quada waar' rein n'öt fort z'bringa g'weß'n!“ —

— Bosheit. A.: . . . Und was thaten Ihre Kollegen, als Sie plötzlich ins Wasser fielen?“  
B. (entriestet): „Wissen Se, was se haben gethan? . . . E' Stück Seif' haben se mehr zugeschnitten!“ —

— Zu respektvoll. Rittergutsbesitzer: „Nun, mein lieber Inspektor, wie geht's denn Ihrem Sohne auf dem Gymnasium?“

Inspektor: „O, Herr Baron, der hat die Ehre gehabt, mit Ihrem Herrn Sohne zusammen — sitzen zu bleiben!“ —

(„Flieg. Bl.“)